

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 18 (2011)
Heft: 199

Artikel: Lieber eine starke Taschenlampe als ein mittelmässiger Leuchtturm
Autor: Zünd, Marcel
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-884677>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Mit Konzepten und Studien versuchen die Kantone, den kleinen Land- und Ortsmuseen zu Strahlkraft zu verhelfen. Die Aufgabe der einzelnen Häuser liegt aber nach wie vor darin, das Brauchtum nicht museal zu entsorgen.

VON MARCEL ZÜND

Lieber eine starke Taschenlampe als ein mittelmässiger Leuchtturm

Das Museum ist eine relativ junge Errungenschaft. Der Begriff stammt von den Griechen, meinte dort aber etwas anderes als das, was wir heute darunter verstehen: Das «museion» war der Tummelplatz der Musen, eine Art Akademie – eher ein Ort der Gelehrsamkeit als ein Hort von Sammlungen. Erst seit dem späten 18. Jahrhundert ist das Museum ein Ort der Bewahrung und Erforschung von Objekten, ein soziales Gedächtnis.

Eine wesentliche Voraussetzung für die aufgeklärte Form des Museums war der gesellschaftliche Wandel, der überhaupt erst ein Bewusstsein schuf, mit dem historische Veränderungen erkannt werden konnten. In statischen, sich kontinuierlich reproduzierenden traditionellen Kulturen gibt es keinen Bedarf an «Vergangenheitsvergegenwärtigung», dort stehen die Objekte in funktionalen Zusammenhängen und gehen darin auf – oder sie gehen unter, wenn sich ihre Funktion erschöpft hat.

An Identitäten festhalten

Die forcierte «Musealisierung», die nach dem Zweiten Weltkrieg einsetzte und noch immer anhält, kann vor diesem Hintergrund als Kompensation für den Verlust von Tradition und den «änderungstempobedingten kulturellen Vertrautheitsschwund» (so Kulturphilosoph Hermann Lübbe) gesehen werden. Je schneller und globaler der Modernisierungswandel, desto stärker der Drang, sich an regionalen und historisch fundierten Identitäten festzuhalten. Die Frage bleibt aber offen, ob durch die Musealisierung der Objektwelt der Verlust wirklich kompensiert wird oder ob die Vergangenheit im Museum nicht einfach umgewertet und enthistorisiert wird: das Vergangene als endgültig Vergangenes, das Museum als Ort der Entsorgung und des Vergessens.

Oder als Ort, wo Objekte in einen Zustand versetzt werden, in dem sie sich nicht mehr verändern, in dem sie nicht sterben können. Ein Herausreissen aus der Zeit und Konstruktion einer «simulierten Realität» (Jean Baudrillard). Oder psychoanalytisch: Das Museum als Ort der Vorrathaltung, als anal fixiertes Festhalten von nicht Festhaltbarem, letztlich als Mittel gegen die Angst vor dem Tod und vor dem Verschwinden (Karl-Josef Pazzini).

St.Gallen leicht über Schnitt

Die Schweiz ist ein Museumsland. Mit 771 vom Verband Museen Schweiz anerkannten und ein paar hundert nicht anerkannten Museen ist die Schweiz ein europäischer Spitzenreiter bei der Pro-Kopf-Museumsdichte, übertroffen nur noch von Österreich. Auch die Ostschweiz hält sich in dieser Rangliste wacker. Der Kanton St.Gallen liegt mit einem Museum pro 7000 Einwohner leicht über dem gesamtschweizerischen Durchschnitt. In Appenzell Ausserrhoden teilen sich sogar lediglich 5000 Einwohner ein Museum. Das ist rein statistisch und sagt noch nichts über die Museen aus, aber es bestätigt die fortgeschrittene Musealisierung. Zur Qualität all dieser Museen ist ein kompaktes Urteil gar nicht zu fällen, denn die Museumslandschaft ist derart heterogen, dass es kaum Vergleichbarkeiten gibt und man auf lauter Einzelfälle eingehen müsste.

Ehrenamtlich oder unterbezahlt

Gemeinsam ist jedoch allen Museen eines: die andauernde Sorge ums finanzielle Überleben. Ich kenne kaum ein Museum, gleich welcher Preisklasse, das nicht über zu wenig Mittel klagt – man kann ja auf verschiedenem Niveau zu wenig Geld haben. Die Klage ist durchaus berechtigt in einer Branche, die zutiefst vom Gedanken der

Ehrenamtlichkeit geprägt ist. – Das ist ein Reflex auf die Tatsache, dass die meisten Museen aus privaten Sammlungen entstanden sind und die wenigsten es geschafft haben, sich beim Übergang von der Gründergeneration zur Unabhängigkeit auf eine finanziell tragfähige Basis zu hieven.

Abgesehen von einigen wenigen – meist staatlichen – Museen funktioniert die Mehrheit aufgrund ehrenamtlicher und/oder unterbezahlter Arbeit, und das sowohl auf der Ebene der Führung (ehrenamtliche Vorstände) wie auf der Ebene der eigentlichen Museumsarbeit (fehlende, unterbezahlte oder in zu kleinen Teilpensen angestellte Fachleute). Dies ist ein echtes Problem der subprofessionellen Museumslandschaft und steht in einem markanten Kontrast zur Autorität und Deutungsmacht, die den Museen zugeschrieben werden.

Professionelles Terrain im Thurgau

Am besten stehen öffentliche Institutionen da. In Appenzell Innerrhoden ist dies etwa das (historisch-volkskundliche) Museum Appenzell. Der Kanton Thurgau leistet sich gleich die ganze Palette aus Kunst-, Natur- und Historischem Museum sowie das Ittinger- und das Napoleonmuseum dazu. An diesen Orten kann professionell gearbeitet werden, hier gibt es richtige Stellen, die den Mehrfachqualifikationen von Museumsfachleuten gerecht werden. Diese machen ja nicht nur Ausstellungen – das ist schon eher die Kür –, sondern sind oft in Personalunion für alles zuständig: von der Fachlichkeit über das Museologische (Sammeln, Bewahren, Dokumentieren, Erforschen, Ausstellen, Vermitteln) bis hin zum Betrieblichen und zum Fundraising. Kleinere und auch mittlere Museen sind oft gar nicht in der Lage, Fachleute anzustellen.

Museumskonzept in Appenzell Ausserrhoden

Wie geht die von den Museen umworbene öffentliche Hand mit den bis anhin beschriebenen Problemen um? Keine öffentliche Körperschaft reisst sich darum, ein Museum zu übernehmen. Denn das hiesse zuerst einmal, es finanzieren zu müssen. Ein Abwehrreflex existiert selbst dort, wo guter Wille attestiert werden kann. Der Kanton Appenzell Ausserrhoden etwa führt selber kein Museum, versucht aber mittels Leistungsvereinbarungen bei einigen wenigen Häusern stabilisierend und qualitätssichernd auf die Museumslandschaft ein-zuwirken.

Das neue ausserrhodische Museumskonzept stellt die Vernetzung unter den Museen und die Positionierung der Marke «Museumswelt Appenzell AR» in den Vordergrund und hat immerhin eine markante Aufstockung der Mittel mit sich gebracht. Allerdings balgen sich auch zunehmend mehr Museen um diesen Topf, sodass sich die Problematik unter dem Strich wohl kaum entschärfen wird: zu viel zum Sterben, zu wenig zum (Auf-)Leben.

Häuser müssen sich selber helfen

Der Kanton St.Gallen fährt eine ähnliche subsidiäre Strategie. In einer Situationsanalyse der Beratungsfirma «MuseVM» aus dem Jahr 2009 wird Erhellendes über die Museumsszene mit über sechzig Häusern aufgelistet. Daraus geht hervor, dass überall viel geleistet wird, Engagement, Kreativität, Erinnerungsarbeit, Erlebniskultur, aber auch, dass es ausserhalb der Städte keine professionellen Museumsstrukturen gibt.

Das Fazit der Studie ist ernüchternd: Der Kanton könne die Museumsszene nicht verändern, die Museen müssten selber aktiv werden und «gegebene Chancen nutzen». Angestrebt und unterstützt wird der Aufbau von Netzwerken, in denen «eine Mischung aus ehrenamtlicher Arbeit und dem Einsatz von qualifizierten Profis» zum Tragen kommen soll, um die grundlegenden Qualitätsmerkmale musealer Arbeit zu gewährleisten. Auch hier werden als Steuerungsinstrument Leistungsvereinbarungen empfoh-

len, die den Museen etwas Planungssicherheit verleihen sollen; und auch hier werden es bei weitem nicht alle Museen sein, sondern einige wenige, die in den Genuss von Leistungen kommen.

Falsche Prioritäten

Auffällig ist bei all diesen Bemühungen, dass die gewachsenen Museumsstrukturen nicht angetastet werden. Das hat natürlich etwas für sich, denn diese Strukturen sind die «real existierende» Substanz der Museumsszene. Und das muss auch gesagt werden: Die Museen lassen sich bei aller Bedürftigkeit nicht gerne dreinreden. Die öffentliche Hand vergibt sich mit ihrem Zurückstehen jedoch die Chance, den musealen Wildwuchs aufzuforsten.

Das Beispiel der Stadt St.Gallen zeigt, dass die gewachsenen Strukturen nicht immer die optimalsten sind. Das Historische Museum St.Gallen (HMSG) müsste eigentlich das kantonale Leitmuseum sein, das als Kompetenzzentrum für die Landmuseen dient und die Entwicklungsaufgaben übernimmt, die derzeit vom kantonalen Amt für Kultur koordiniert werden. Dummerweise ist es aber kein kantonales, sondern ein städtisches Museum (siehe Seite 16). Der Kanton kann es nicht für seine Zwecke instrumentalisieren. Andererseits ist das HMSG nicht so gut alimentiert, dass es diese Leitfunktion aus eigenen Kräften übernehmen könnte, zumal es seine Kräfte auch noch auf das Völkerkundemuseum aufteilen muss, das fachlich verwaist ist.

Ja, wenn man nur wünschen und da und dort etwas verändern könnte. Jedenfalls bin ich nicht unglücklich darüber, dass der vor kurzem noch geplante Leuchtturm Textilmuseum auf Eis gelegt wurde. Viel besser würde man die rückwärtigen Dienste stärken, die konservatorische Arbeit an und mit der Sammlung, die Forschung, die Aufarbeitung zum Beispiel auch der Sozialgeschichte der Textilwirtschaft. Und die Textbibliothek retten – diese war nämlich so etwas wie ein so genannter Leuchtturm, der zwar nur in die Region ausstrahlte, aber er tat es immerhin.

Appenzeller Abstossungsreaktion

Kurz vor der Jahrtausendwende wagten einige Leute in Teufen einen grossen Wurf: Sie wollten ein Kunstmuseum gründen. Mitgift und Grundstock hätte die «Sammlung T.» sein sollen. Die hochkarätige Sammlung neuer amerikanischer Malerei also, die Paul Bachmann, ein in Teufen lebender Tierarzt, zusammengetragen hatte. Als Standort hatte die Gemeinde Teufen vorsorglich bereits das Zeughaus vom Kanton übernommen, und es bestanden Pläne für einen architektonisch interessanten Gebäudekomplex mit einem zeitgemässen Annexbau zum historischen Zeughaus. Es war alles bereit und man trug Visionen mit sich von einem überregional ausstrahlenden Kunstort im «Weltdorf» Teufen.

Doch dann ging das Projekt anlässlich einer kommunalen Abstimmung den Rotbach hinunter. Was war geschehen? Im Stillen hatte sich eine Gegnerschaft formiert. Vordergründig ging es um den nicht genehmten Annexbau, der nicht von Anfang an geplant war, sich aber betrieblich als Notwendigkeit herausgestellt hatte. Im Nachhinein wurde moniert, die Protagonisten des Kunsthuses hätten schlecht und

arrogant kommuniziert. Eigentlich war es aber wohl eher der Fundamentalwiderstand einer zuvor schweigenden Mehrheit. Am Kunsthause Teufen entluden sich die dörflichen Spannungen. Teufen ist trotz seiner Nähe zur Stadt St.Gallen ein Appenzeller Dorf mit einer eingesessenen Bevölkerung, deren kulturelles Leben sich im Dorf abspielt. Und daneben leben ziemlich viele Zugezogene, die wegen des meteorologischen und steuerlichen Klimas in Teufen sind, kulturell aber eher städtisch orientiert sind. Es war eine appenzellische Abstossungsreaktion. Der Schock sass tief und war nachhaltig. Beim neuesten, nun

Auffällig ist bei allen Bemühungen, dass die gewachsenen Museumsstrukturen nicht angetastet werden.

vom Volk gutgeheissenen Museumskonzept für das Zeughaus wird nicht mehr geklotzt: Es entsteht ein Museum für die in Teufen heimische Baumeister-Dynastie Grubenmann, ein Zentrum für appenzellische Baukultur, und es bleibt immer noch genug Platz für die Dorf- und Vereinskultur im geräumigen Erdgeschoss.

Immer dieser Lokalbezug

Teufen und der Kanton Appenzell Ausserrhoden sind bis heute kunstmuseumslos. Man kann sich fragen, ob das schlimm ist. Heute ist man ja der Auffassung, es gebe sowieso zu viele Museen und Kunstmuseen bräuchten ein grösseres Einzugsgebiet. Zudem solle die Sammlung einen Regionalbezug herstellen – also keine neue amerikanische Malerei der fünfziger und sechziger Jahre. Doch die Sammlung des Kunstmuseums St.Gallen, als nahe liegendes Beispiel, ist auch nicht übertrieben regional ausgerichtet, der Regionalbezug ist auf dem Gebiet der modernen Kunst, die international operiert, vielleicht doch kein tauglicher Gradmesser.

Ein Gegenbeispiel scheint das Museum Liner in Appenzell zu sein, das ganz dem Schaffen der Lokalgrössen Vater und Sohn Liner gewidmet ist. Oder doch nicht? Kurator Roland Scotti gelingt immer mal wieder die Quadratur des Liner-Kreises, indem er Beziehungen und Affinitäten auslotet und Querbezüge zur «übrigen» Kunst bespielt. Selbst etwas so Liner-Fernes wie die derzeit ausgestellten didaktischen Zeichnungen des Anthroposophen Rudolf Steiner liegen drin. Das war auch schon anders: Frühere Kuratoren waren mit ihren Versuchen, welthaltige Kunst nach Appenzell zu holen, gescheitert. Das grosse Plus der beiden Häuser Museum Liner und Kunsthalle Ziegelhütte ist ihre finanzielle Unabhängigkeit; einem Sponsor ist es zu verdanken, dass nicht nur die Gründung, sondern auch der Betrieb

der Museen gewährleistet ist. Ob es diese beiden architektonisch auffälligen Kunstorte im beschaulichen Appenzell ebenfalls gäbe, wenn die Dorfbewohner darüber hätten abstimmen müssen?

Glücksfall Urnäsch

Anders als bei den Kunst- sieht es bei Orts- und Heimatmuseen aus: Da ist die Akzeptanz wesentlich grösser, solange eine Institution nicht zu sehr die öffentlichen Finanzen strapaziert. Ein schönes Beispiel für dörfliche Akzeptanz, ja für eine Komplizenschaft zwischen Dorfbewohnern und Museum ist das Brauchtumsmuseum Urnäsch: Dort wird die einheimische Kultur abgebildet und die Brauchtumsträger sind ins Museumsleben einbezogen. Urnäsch hat durch seine gelebte Volkskultur eine ausgeprägte lokale Identität und mit dem Silvesterklausen ein berühmtes Alleinstellungsmerkmal. Die Musealisierung des Brauchtums führt hier zu keiner musealen Entsorgung, sondern zur Befruchtung der brauchtümlichen Aktivitäten.

Das Silvesterklausen wäre in den siebziger Jahren beinahe ausgestorben und man kann aufzeigen, dass nicht zuletzt die Musealisierung zum Wiederaufblühen des Brauchs beigetragen hat. Die Identifikation der Bevölkerung mit dem Museum äussert sich aber auch umgekehrt und setzt der Experimentierlust der Museumsleitung gelegentlich auch Grenzen. Als vor einigen Jahren im Rahmen des Kunstprojekts «Hitz und Brand» zeitgenössische «Interventionen» im Urnäsher Museum vorgenommen wurden, war die Empörung konservativer Kreise gross. Orts- und Heimatmuseen haben halt – strukturell bedingt und nicht negativ gemeint – einen engen Horizont.

Marcel Zünd, 1954, ist Museologe und Kulturwissenschaftler.

